

Qualitative Forschung und das Fortleben des Phantoms der Störungsfreiheit

Mruck, Katja; Mey, Günter

Veröffentlichungsversion / Published Version
Zeitschriftenartikel / journal article

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Mruck, K., & Mey, G. (1996). Qualitative Forschung und das Fortleben des Phantoms der Störungsfreiheit. *Journal für Psychologie*, 4(3), 3-21. <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssoar-29360>

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer Deposit-Lizenz (Keine Weiterverbreitung - keine Bearbeitung) zur Verfügung gestellt. Gewährt wird ein nicht exklusives, nicht übertragbares, persönliches und beschränktes Recht auf Nutzung dieses Dokuments. Dieses Dokument ist ausschließlich für den persönlichen, nicht-kommerziellen Gebrauch bestimmt. Auf sämtlichen Kopien dieses Dokuments müssen alle Urheberrechtshinweise und sonstigen Hinweise auf gesetzlichen Schutz beibehalten werden. Sie dürfen dieses Dokument nicht in irgendeiner Weise abändern, noch dürfen Sie dieses Dokument für öffentliche oder kommerzielle Zwecke vervielfältigen, öffentlich ausstellen, aufführen, vertreiben oder anderweitig nutzen.

Mit der Verwendung dieses Dokuments erkennen Sie die Nutzungsbedingungen an.

Terms of use:

This document is made available under Deposit Licence (No Redistribution - no modifications). We grant a non-exclusive, non-transferable, individual and limited right to using this document. This document is solely intended for your personal, non-commercial use. All of the copies of this documents must retain all copyright information and other information regarding legal protection. You are not allowed to alter this document in any way, to copy it for public or commercial purposes, to exhibit the document in public, to perform, distribute or otherwise use the document in public.

By using this particular document, you accept the above-stated conditions of use.

SUBJEKTWISSENSCHAFTLICHE METHODEN

Qualitative Forschung und das Fortleben des Phantoms der Störungsfreiheit*

Katja Mruck und Günter Mey

Zusammenfassung

Meist wird, wenn von qualitativen und quantitativen Ansätzen in den Human- und Sozialwissenschaften und in der Psychologie die Rede ist, auf Diskrepanzen zwischen beiden Paradigmen verwiesen. Es sollen an dieser Stelle jedoch zusätzlich einige wesentliche Gemeinsamkeiten diskutiert werden - insbesondere eine naturalistische Gegenstands-sicht im Rahmen konkreter Forschungspraxis, die mit einer Ausblendung der Subjektivität der Forschenden einhergeht, und eine naturalistische Forschungssicht im Rahmen methodologischer Reflexion, die durch eine Vernachlässigung der Kontextualität von Forschung gekennzeichnet ist. Beides gründet in einer teilweise unkritischen Übernahme traditioneller wissenschaftstheoretischer Imperative, deren Allgegenwart auch für qualitative Forschung sich mit wirkungsvollen persönlichen und sozialen Widerständen im Wissenschaftskontext zu verbünden scheint.

DIE ZWEI KULTUREN IN DER PSYCHOLOGIE

Wenn man bestimmte konzeptionelle Kontroversen in der Psychologie nachzuvollziehen versucht, Produkte empirischer Arbeiten qualitativer und quantitativer Provenienz vergleicht, Diskurse und Diskursformen in einigen Instituten verfolgt, in denen Psychologen und Psychologinnen beider Richtungen zu einer Koexistenz verdammt sind und außerdem die jüngere institutionelle Entwicklung in der Psychologie hinzuzieht (die Gründung einer »Neuen Gesellschaft für Psychologie« neben der bisherigen »Deutschen Gesellschaft für Psychologie«), so liegt die u.a. von Prinz (1994) ausgedrückte Vermutung nahe, daß die Psychologie in (mindestens) zwei voneinander unabhängige Kulturen zerfällt: »Wo immer Repräsentanten der beiden Lager im inter-

disziplinären Dialog aufeinanderstoßen, sind die Verständigungsschwierigkeiten groß und tiefgreifend. Der gemeinsame Plafond solcher Gespräche ist in vielen Fällen nicht etwa ein gemeinsam geteiltes Wissenschaftsverständnis, sondern bloß noch eine gemeinsam geteilte Allgemeinbildung« (Prinz 1994, 3).

Auch ist die Uneinheitlichkeit der Psychologie als Disziplin kein modernes Phänomen, sondern sie durchzieht deren Geschichte seit ihrer Entstehung in einer Zeit des Streits zwischen natur- und geisteswissenschaftlichen Erkenntnisweisen: Kaum hatte die Psychologie sich in Abgrenzung gegen die Philosophie und die Geschichtswissenschaften und in Anlehnung an einheitswissenschaftliche, und dies bedeutete naturwissenschaftliche Ideale, als insbesondere empirische und experimentelle Psychologie universitär zu etablieren begonnen, entstanden erste Dispute und Konfliktlinien - innerhalb der akademischen Psychologie zum einen national zwischen Assoziationismus und Gestaltpsychologie, zum anderen transkontinental zwischen Introspektionisten und Behavioristen, daneben und über universitäre Grenzen hinaus u.a. zwischen der akademischen Psychologie und der Psychoanalyse. Müller-Freienfels unterscheidet bei dem über 60 Jahre zurückliegenden Versuch, »Hauptrichtungen der gegenwärtigen Psychologie« zu beschreiben, »überwiegend objektivierenden« von »überwiegend subjektivierenden Richtungen«, die in sich in weitere Ansätze zerfallen, und er stellt fest: »Wenn man es heute unternimmt, ein Buch über die Psychologie der Gegenwart zu schreiben, so muß man des ironischen Einwands gewärtig sein, eine solche Psychologie gäbe es gar nicht; es gäbe höchstens ein

gutes Dutzend Psychologien, deren jede allerdings beanspruche, die Psychologie zu sein, und den anderen Richtungen mehr oder weniger das Recht auf diesen Namen bestreite.« (Müller-Freienfels 1931, 7)

Daß es sich bis heute bei diesen Auseinandersetzungen nicht lediglich um Bagatellen handelt, sondern um Diskrepanzen in den »allgemeinen Leitwerten und den damit verbundenen theoretischen und methodischen Prinzipien« (Prinz 1994, 4), wird entlang polarisierender Diskussionen¹, der Unterschiedlichkeit empirischer Arbeiten und der praktizierten Politiken offensichtlich. Daß jenseits dieser Unterschiedlichkeit jedoch auch Gemeinsamkeiten bestehen, die beide Lager verbinden und die weit über disziplinstrategische Überlegungen wie die von Prinz hinausreichen, die Jaeggi (1994) u.E. zurecht als Festschreibung des »Hofnarrenstatus« qualitativer Forschungsansätze diagnostiziert, wird sehr viel seltener thematisiert.

So hat methodologische und methodische Nachdenklichkeit auch einige angelsächsische Psychologen und Psychologinnen ergriffen. Z.B. stellen Smith, Harré und Langenhove in einem gerade erschienenen Herausgeberband mit dem Titel »Rethinking Methods in Psychology« (allerdings unter teilweiser Vernachlässigung von seit Jahrzehnten vorliegenden qualitativen Arbeiten auch in der Psychologie) fest: »This is an exciting time for psychology. A number of methodologies consonant with the shift to a post-positivist, non-experimental paradigm are now emerging and they are beginning to be used in a wide range of empirical studies.« (Smith, Harré & Langenhove 1995, 1). Und Jaan Valsiner referierte während der 12. Tagung der Fachgruppe Entwicklungspsychologie der DGfP in Leipzig, begleitet von dem augenzwinkernden Beifall der anwesenden Mainstream-Psycholog(inn)en: »Psychologists like to talk about 'the data'. By talking about 'the data' their identities become formed, ingroup/outgroup relationships are being

set up, and time is being filled in. In this process, 'the data' acquire an almost omnipotent role of being the Final Judge of all claims in the science of psychology. In this role, the de facto deified 'data' acquire personalized characteristics« (Valsiner 1995, 1). Die Schlüsse, die Valsiner ausgehend von dieser Analyse zieht - der Vorwurf einer Methodeninversion auf Seiten quantitativer Forschung und die Forderung nach phänomennahen Vorgehensweisen - werden auf qualitativer Seite z.B. von Jüttemann (1983, 1995) vertreten, ohne daß Valsiner sich allerdings auf eine qualitativ-psychologische Tradition bezieht.

Neben der Wendung gegen die Fetische einer empiristischen Psychologie² finden sich auch konzeptionelle Annäherungen. So macht ein Blick in die jeweils internen Diskurse deutlich, daß sich mit der sogenannten »kognitiven Wende« die Menschenbildannahmen dahingehend angeglichen haben, daß auch die Mehrzahl quantitativ orientierter Forscher und Forscherinnen - zumindest dem Anspruch nach - aktive, reflexive und sozial interagierende Modelle präferiert. Ebenso unterliegen umgekehrt vielen qualitativen Forschungsarbeiten rationalistische und kognitive Grundannahmen, und auch hinsichtlich der behandelten Gegenstandsbereiche scheint insbesondere Kognitives für Psychologinnen und Psychologen - z.B. im Rahmen der Rekonstruktion von »subjektiven Theorien« - eine besondere Anziehungskraft auszuüben.

Wichtiger im vorliegenden Zusammenhang ist uns allerdings eine Gemeinsamkeit beider Forschungsrichtungen, deren Existenz für die qualitative Sozialforschung gleichzeitig tabuisierter und folgenreicher zu sein scheint: Auch im Reich des Qualitativen spukt - trotz anderslautender Programmatik - das Phantom der Störungsfreiheit, und zwar auf Seiten qualitativer Forschungspraxis in Gestalt der Ausklammerung der Subjektivität der Forschenden und ihrer Einflußnahme im Forschungsprozeß und

auf die Produktion von Forschungsergebnissen (Naturalismus qualitativer Forschungspraxis) und auf seiten qualitativer Methodologien durch deren weitgehende Vernachlässigung der Kontextualität von Forschung (Naturalismus qualitativer Methodologie).

DAS PHANTOM DER STÖRUNGSFREIHEIT UND DER NATURALISMUS QUALITATIVER SOZIALFORSCHUNG

Unter der These des Naturalismus qualitativer Forschungspraxis verstehen wir die Neigung von empirisch Forschenden, potentielle »Störungen« des Forschungsprozesses, die mit der eigenen Person einhergehen, spätestens im Zuge der Dateninterpretation und Ergebnisdarstellung weitgehend auszublenden. Auch qualitative Auswertungspraxen folgen meist »dem illusionären 'naturalistischen' Ideal der von Versuchsleitereinflüssen unverzerrten Protokollierung von Beobachtungen« (Fleck 1992, 754).

So wird zwar in empirischen Arbeiten - meist verbannt in die methodologischen Vorüberlegungen oder die Beschreibung der verwandten Verfahren - und insbesondere von Autor(inn)en, die sich einer (sozial-)konstruktivistischen Perspektive verpflichtet fühlen - die Notwendigkeit einer dialogischen Forschungskonzeption bzw. die gemeinsame (Re-) Konstruktionsleistung von Interviewten und Interviewenden im Prozeß der Datenerhebung betont. Gleichwohl überwiegt - wohl geschuldet dem dennoch fortdauernden Anspruch und der Hoffnung, die Sicht der Befragten bzw. Aussagen über bestimmte Gegenstandsbereiche möglichst verzerrungsfrei herauszuarbeiten - im Rahmen der Datenauswertung der Versuch, Personen, Gruppen oder Kulturen möglichst so zu beschreiben, wie sie »an sich« sind, d.h. jenseits etwaiger Einflüsse aus dem Forschungsprozeß bzw. durch die Person der Forschenden. Entsprechend sind die folgenden Ergebnisdarstellungen in aller Regel als »Information

über den Gegenstand« verfaßt, die Befragten erscheinen als »Berichterstatter« selbst dann, wenn ein solches Konzept im Unterschied z.B. zu Kleinig (1982, 1991) nicht explizit benannt oder sogar zurückgewiesen wird. Auch in der Mehrzahl der empirischen Studien qualitativer Provenience wird der »Forscher (und erst recht: die Forscherin) ... nicht als Bestandteil des Feldes, das zur Untersuchung steht, angesehen; seine (ihre) Stellung darin wird nicht als Bestandteil der Theorie aufgefaßt« (Bergold & Breuer 1992, 26), wodurch Persönlichkeit und Subjektivität der Forschenden »weitgehend unreflektiert und unthematisiert« den Prozeß der Erkenntnisproduktion mitbestimmen.³

Mit dem selbstverständlichen Rückgriff auf verschriftetes Interviewmaterial als nahezu einzigen Garant »qualitativer Autorität«, an dem die Sinngehalte der Befragten und deren Weltkonstruktionen dechiffriert werden sollen⁴, leisten sich qualitative Forscherinnen und Forscher eine Verwechslung, die zuvor Experimentator(inn)en unterlaufen ist, als diese irrtümlich ihre Laboratorien schon für die ganze Welt hielten. Denn die übliche Lesart von Interviews als Mikrokosmen subjektiver und sozialer Welten der Beforschten vernachlässigt, daß schon in bezug auf experimentelle Situationen nicht die Künstlichkeit des experimentellen Arrangements per se problematisch ist - auch Interviews sind (für die Befragten und für die Forschenden) nicht einfach vertraute Alltagsgespräche, sondern zugleich »künstliche« Situationen.⁵ Problematisch ist allerdings, wenn die jenseits der vorgegenommenen Standardisierungen neu geschaffene soziale Situation Experiment - ebenso wie die soziale Situation Interview - nicht einen zentralen Raum in der Deutung der auf diese Weise gewonnenen Ergebnisse erhält bzw. ausgeblendet bleibt, »daß das 'Forschungsobjekt' aufgrund der Anwesenheit des Forschers ... anders reagiert, als es bei dessen Abwesenheit reagiert hätte oder als es in sonstigen sozialen Inter-

aktionen reagieren würde« (Scholl 1993, 14).⁶ Und allemal scheint die Schaffung solcher Mikrowelten, solange sie von dem Rationalitätsideal verpflichteten Wissenschaftler(inne)n vorgenommen und als solche nicht reflektiert wird, Züge aufzuweisen, die Renato I. Rosaldo für die - der sozialwissenschaftlichen Ritualisierung von Interviews vergleichbare - ethnographische Fixierung auf Ritual-Routinen dahingehend kritisiert, daß sie »Gefühlsempfindungen wie Erbitterung, Gier oder Zärtlichkeit ausblenden; auf jeden Fall verzerrt ein solches Vorgehen ihre Beschreibungen und entfernt potentielle Schlüsselvariablen aus ihren Erklärungen« (Rosaldo 1984, 391).

Entgegen einer naturalistischen Haltung hat der französische Ethnopschoanalytiker Georges Devereux gerade die »Störungen«, die mit jeder Definition, Beobachtung oder Untersuchung eines Gegenstandes einhergehen, als »Eckpfeiler einer wissenschaftlichen Erforschung des Verhaltens« gesehen. Nach Devereux muß der »Verhaltensforscher ... lernen zuzugeben, daß er niemals ein Verhaltensereignis beobachtet, wie es in seiner Abwesenheit »stattgefunden haben könnte«, und daß ein Bericht, den er zu hören bekommt, niemals mit dem identisch sein kann, den derselbe Bericht-erstatte einer anderen Person gibt.« (Devereux 1967, 29). Auch die Unterschiede zwischen den Berichten verschiedener Forscher(innen) wären hiernach nicht Ausdruck einer (mit Fortschritt der Wissenschaften aufzulösenden) Unzulänglichkeit auf seiten der Untersuchenden oder der von ihnen verwandten Methodik, sondern selbst »einer theoretischen Erklärung bedürftig«. Devereux schlägt vor, »die Existenz und die wissenschaftliche Bedeutung der Divergenzen zwischen den Berichten zweier Verhaltensforscher nicht nur zur Kenntnis zu nehmen, sondern sie darüber hinaus jeweils zu ihrer Persönlichkeitsstruktur, zu der strukturellen und funktionellen Komplexität ihres eigenen kulturellen Hintergrunds und der Kultur, die sie unter-

sucht haben, in Beziehung zu setzen« (a.a.O., 66).

Diese, wie einige andere für eine Reflexion des Forschungsprozesses wesentliche Überlegungen Devereux' sind auch im Rahmen qualitativer Methodologien weitgehend unbeachtet geblieben. Nur wenige Autoren und Autorinnen bemühen sich um einen u.E. notwendigen Prozeß, der anschließend an ethnologische Diskussionen als »reflexive Wendung« bezeichnet werden könnte und in dessen Zentrum die Einsicht steht, daß die »Konstruktion des anderen ... zugleich die Konstruktion des Selbst [ist]« (Fuchs & Berg 1993, 11). So findet sich der hieraus folgende Versuch, den Erkenntnisprozeß auszudehnen und auch »die Teilhabe des Forschers ... zu beobachten und zu beschreiben (a.a.O., 14), in der Psychologie bisher insbesondere im Rahmen der psychoanalytischen Sozialforschung (vgl. u.a. Leithäuser & Volmerg 1988) und im Rahmen des »qualitativen Forschungsstils« von Breuer und Mitarbeiter(inne)n (Breuer 1996), wobei beidemale explizit u.a. an die Arbeiten Devereux' angeschlossen wird. Sehr viel häufiger scheint allerdings auch in der Psychologie eine »textuelle Wendung«, bei der die »Überlegungen ... im Kern um den Prozeß des Schreibens oder der Verschriftlichung« (Fuchs und Berg 1993, 13) kreisen. Im Rahmen dieser textuellen Wendung - in der Psychologie u.a. vollzogen bei Flick (1995) - wird zwar teilweise die Vernachlässigung des »interaktiv-kommunikative[n] Charakter[s] der Datengewinnung« (Bergold & Breuer 1992) kritisiert⁷, allerdings häufig im Rahmen einer Reduktion, die wir als Naturalismus qualitativer Methodologie bezeichnen: Der überwiegende Teil auch qualitativ-methodologischer Arbeiten konzeptualisiert den Forschungsprozeß bzw. das, was entlang dieses Prozesses als reflexionsbedürftig erscheint, entlang der Beziehung zwischen Subjekt und Objekt, Forschenden und Beforschten. Ausgeblendet bleiben in aller Regel »Störungen« bzw. Einflüsse auf

die Ergebnisproduktion, die mit der Beherrschung der Forschenden in wissenschaftlichen Kontexten und damit verbundenen Bedürfnissen, Zwängen etc. einhergehen. Das Forscher(innen)-Bild, das der Reflexion qualitativer Methodologie meist unterliegt - das des (männlichen) einsamen Gelehrten - war möglicherweise zur Zeit Kants noch einigermaßen akzeptabel.⁸ Aktuell ist die zurückgezogene Gelehrtenpersönlichkeit, die einsam versucht, ihren Gegenstand zum Sprechen zu bringen, eine Fiktion, an der vor allem interessant ist, daß sie sich solange und so beharrlich halten konnte. Denn wissenschaftliche Tätigkeit findet nicht nur im Hinblick auf ihren jeweiligen Gegenstand und nicht nur entlang von Texten statt, sondern sie ist zu jedem Zeitpunkt - von der Entscheidung für eine Fragestellung und für die zu verwendenden Verfahren über die Datenerhebung und -auswertung bis hin zur Niederschrift und Veröffentlichung der Ergebnisse - auch bezogen auf die wissenschaftliche Gemeinschaft, der die Forscherin bzw. der Forscher zugehört oder zugehören möchte. Die Regeln und Sanktionen wissenschaftlicher Gemeinschaften entfalten ihre Wirksamkeit bzw. werden sichtbar z.B. bei Tagungen, in dem Arbeitszusammenhang von Forschungsteams oder Abteilungen eines Instituts, in der Betreuung wissenschaftlicher Qualifikationsarbeiten oder auch in »inneren« Monologen oder Dialogen, in die inhaltliche, strukturelle und formale Aspekte einer Disziplin bzw. deren Antizipation einfließen.

Die fortdauernde Ausblendung dieser Kontexte aus methodologischen Reflexionen, die Zentrierung auf die Beziehung von Subjekt und Objekt - Erkennenden und Erkenntnisgegenstand - und das hartnäckige Festhalten am Bild des »einsamen Gelehrten« verweisen u.E. auf Widerstände, die mit dem Kern der Selbstdefinition als Wissenschaftler(in) verbunden sind und bis heute selbst bei Autoren und Autorinnen fortbestehen, die sich die Reflexion der Wissenschaften zur Aufgabe gemacht

haben. Dies wird u.a. an dem französischen Kulturosoziologen Pierre Bourdieu deutlich: Nach seiner Auffassung ist es für die wissenschaftliche Forschung notwendig, der ihr innewohnenden Tendenz in Richtung eines »Epistemozentrismus« und »Ethnozentrismus des Gelehrten« (Bourdieu 1993, 370) zu entsagen und den eigenen Feldzugang und die damit einhergehende Forschungspraxis zu reflektieren. Denn mit deren Nicht-Reflexion, so Bourdieu weiter, »setzt sich der Denker, ohne es zu wissen, der Gefahr aus, seine eigene Denkweise an die Stelle der Denkweise der von ihm analysierten Handelnden zu setzen, die nicht die Mühe haben (noch oft den Wunsch), sich selbst zu analysieren« (a.a.O., 371). Die Verkürzung, die sich bereits in der synonymen Verwendung der Begriffe »Wissenschaftler«, »Gelehrter« und »Denker« abzeichnet, setzt sich fort, wo Bourdieu die Besonderheit wissenschaftlichen Handelns gegenüber Alltagshandeln derart charakterisiert, daß Wissenschaft »über Muße, über den Abstand zur Notwendigkeit, zur Dringlichkeit, zum unmittelbaren Bedürfnis, kurzum zur Praxis verfügt« (a.a.O., 371).⁹ Nachvollziehbar ist, daß wissenschaftliches Handeln - verglichen mit dem jeweiligen Untersuchungsbereich - nicht den für diesen gültigen Regeln und (Handlungs-) Zwängen unterliegt. Problematisch erscheint allerdings, wenn die Reflexion von Wissenschaft übergeht bzw. nicht systematisch einbezieht, daß in bezug auf den Kontext, in dem die Forschenden arbeiten, Wissenschaft zwar - folgt man der Differenzierung von Schütz (1971) - Konstruktionen über Konstruktionen produziert, aber auch Alltagshandeln von Wissenschaftler(inne)n ist. Universitas bietet den ihr Zugehörigen nicht nur Schutz und Zuflucht für handlungsentlastete Reflexion und Kontemplation, sondern sie ist auch ein - mit anderen geteilter - Ort der Begierden, Sehnsüchte, Kränkungen und Konkurrenzkämpfe. Insoweit wäre nicht nur von Bedeutung, was Alltagswissen und wissenschaftliches Wissen trennt, sondern

auch, was wissenschaftliches Wissen und Handeln mit Alltagswissen und -handeln gemeinsam haben.

STÄTTEN DER MYTHENPRODUKTION - DIE WISSENSCHAFTLICHEN IMPERATIVE UND DIE SUKZESSIVE VERBANNUNG DER SUBJEKTIVITÄT

Qualitative Methodologien haben zwar wesentlich dazu beigetragen, die Beforschten aus dem objektivistischen und monadologischen Dunkel quantitativer Modelle und Laboratorien zu entlassen, aber die Subjektivität und Sozialität der Forschenden wird auch auf seiten qualitativer Forschung nur begrenzt zur Kenntnis genommen. Auch im »Paradigma der interpretativen Sozialforschung [wird] ... die hermeneutische Kompetenz der Forschenden vorausgesetzt und nicht als eine zu reflektierende Dimension in den Forschungsprozeß selbst einbezogen« (Volmerg 1988, 139): Während in empirischen Arbeiten meist eine naturalistische Perspektive vorherrscht und Deutungen der Forschenden als »Merkmale« des Untersuchungsgegenstandes verhandelt werden, beschränken qualitative Methodologien sich weitgehend auf die Reflexion der Beziehung zwischen Erkenntnissubjekt und Erkenntnisgegenstand als den für wesentlich erachteten Konstituenten wissenschaftlicher Erkenntnis. Ausgeklammert bleibt die Ebene der »Mikropraktiken des Wissenschaftsbetriebs ..., [die] sich auf uns auswirkt, [auf] unsere Themen, Formen, Inhalte und unser Publikum« (Rabinow 1986, 186f).

Daß sowohl qualitative Methodologien als auch qualitative Forschungspraxis sich mit der Reflexion der Subjektivität der Forschenden und der Kontextualität von Forschung in ihrer Bedeutung für die Produktion wissenschaftlicher Erkenntnisse so schwer zu tun scheinen, verweist auf Denk-Sprech- und Schreibverbote angesichts machtvoller wissenschaftlicher Imperative, die ihren Ursprung zwar in naturwissenschaftlichen Methodologien haben, aber

auch für viele qualitative Forscher und Forscherinnen eine Art unhinterfragte »zweite Natur« geworden sind und die zur Scheidung »gesicherten Wissens« von bloßen »Überzeugungen« verhelfen sollen. Der erste Imperativ betrifft die Produzent(inn)en wissenschaftlicher Erkenntnis: Seine wissenschaftsgeschichtlich wirksamste Festschreibung hat er - mit der Konstitution eines subjektunabhängigen Forschers bzw. einer Forscherin und in der Trennung von subjektiver Privatheit und objektiver Berufsöffentlichkeit - in Form der von Weber inaugurierten Trennung von Tatsachen- und Werturteil erhalten. Das Prinzip der »Werturteilsfreiheit« ist zwar vielfach kritisiert worden, z.B. merkt der Biologe Jacques Monod in einer Arbeit über »Erkennen und Ethik« an, daß das Verbot »der Vermischung von Erkenntnis und Wertung ..., dieses 'erste Gebot', durch das die objektive Erkenntnis begründet wird, [selber] ... eine moralische Regel, eine Verhaltensvorschrift [ist] ... Die wahre Erkenntnis kennt keine Wertung, doch um sie zu begründen, bedarf es eines Werturteils oder vielmehr eines wertenden Axioms.« (Monod 1971, 113). Gleichwohl durchzieht der von Weber mit der Trennung von Tatsachen- und Werturteil formulierte Mythos, daß »Persönlichkeit auf wissenschaftlichem Gebiet nur der [hat], der rein der Sache dient« (Weber 1919, 591) und sich des Subjektiven enthält, bis heute die Forschungspraxis auch qualitativer Psycholog(inn)en.

Der zweite Imperativ betrifft den Forschungsprozeß: Die Herstellung einer subjektunabhängigen Forschung bzw. der Trennung von objektiver Begründung und subjektiver Entdeckung wurde explizit eingeführt in die Wissenschaftstheorie durch Hans Reichenbach (1938) und den von ihm definierten Gegensatz zwischen dem »Entstehungs«- und dem »Begründungszusammenhang« wissenschaftlichen Wissens (»context of discovery« vs. »context of justification«), verknüpft mit dem Po-

stulat, Wissenschaftstheorien mögen sich auf die zweite, wissenschaftsimmanente Seite wissenschaftlicher Erkenntnisproduktion beschränken. Dieses Gebot war und ist jedoch auch folgenreich jenseits des beschränkten Rahmens von Wissenschaftstheorien und Methodologien und quer durch unterschiedlichste Wissenschaftsdisziplinen. Kritische Reflexionen finden sich bisher insbesondere in der Ethnologie und in der Wissenschaftsforschung. Z.B. beschreibt James Clifford, in welcher Weise der ethnologische »Forschungsprozeß ... von den Texten, die er hervorbringt, und von der fiktiven Welt, die diese Texte heraufbeschwören sollen, getrennt [wird] ... Die dialogischen, situationsbedingten Aspekte ethnographischer Interpretation werden ... häufig genug aus dem endgültigen, repräsentativen Text verbannt. Nicht völlig versteht sich; es existieren anerkannte Topoi für die Darstellung des Forschungsprozesses.« (Clifford 1988, 133f). Ein vergleichbares Vorgehen rekonstruiert Karin Knorr-Cetina in ihrer Studie zur »Fabrikation von Erkenntnis« für naturwissenschaftliche Untersuchungen. Diese »literarischen Strategien«, zu denen auch gehört, daß »Resultate nicht zu ihrem Erzeugnisprozeß, sondern zu anderen Resultaten in Beziehung [ge]setzt [werden]«, verhelfen erst zu »dem Bild der Wissenschaft als 'Fakten' produzierende[r] Instanz« (1981, 227).

Das Produkt eines solchermaßen subjektgesäuberten Forschungsprozesses hat seinen deutlichsten Niederschlag in der Trennung zwischen subjektiver und objektiver Erkenntnis gefunden, letztere beheimatet in einem eigenen Schattenreich der »Welt 3« des Karl R. Popper, einer »Welt der logischen Gehalte von Büchern, Bibliotheken, Informationsspeichern von Datenverarbeitungsanlagen« (Popper 1973, 88). Die Differenz zwischen subjektiver und objektiver Erkenntnis realisiert nach Popper zwei grundlegend unterschiedliche »Bedeutungen von Erkenntnis oder Denken: (1)

Erkenntnis oder Denken im subjektiven Sinne: ein Geistes- oder Bewußtseinszustand oder eine Verhaltens- oder Reaktionsdisposition, und (2) Erkenntnis oder Denken im objektiven Sinne: Probleme, Theorien und Argumente als solche. Die Erkenntnis in diesem objektiven Sinne ist völlig unabhängig von irgend jemandes Erkenntnisanspruch, ebenso von jeglichem Glauben oder jeglicher Disposition, zuzustimmen, zu behaupten oder zu handeln. Erkenntnis im objektiven Sinne ist Erkenntnis ohne einen Erkennenden: es ist Erkenntnis ohne erkennendes Subjekt.« (a.a.O., 126).

Wichtig in bezug auf diese Imperative ist, daß sie zu einer Zeit formuliert wurden, als die »exakteste« der Wissenschaften, die Physik, eine nachhaltige Irritation ertragen mußte und sich insbesondere in der Bohrschen Komplementarität und der Heisenbergschen Unschärferelation Erkenntnisweisen herausgebildet hatten, die die Sicherheit von Wissen und die Subjektunabhängigkeit seiner Hervorbringung nachhaltig in Frage stellten: »Die klassische Physik beruhte auf der Annahme - oder sollten wir sagen auf der Illusion - daß wir die Welt beschreiben können oder wenigstens Teile der Welt beschreiben können, ohne von uns selbst zu sprechen. ... Ihr Erfolg hat zu dem allgemeinen Ideal einer objektiven Beschreibung der Welt geführt. ... Man kann vielleicht sagen, daß die Quantentheorie diesem Ideal soweit wie möglich entspricht. ... Aber sie beginnt mit der Einteilung der Welt in den Gegenstand und die übrige Welt. ... Diese Einteilung ist in gewisser Weise willkürlich und historisch eine unmittelbare Folge der in den vergangenen Jahrhunderten geübten naturwissenschaftlichen Methode« (Heisenberg 1958, 38f). Weder Poppers Versuche, sich mittels des Konzepts der Falsifizierbarkeit »an den Haaren aus dem Sumpf des Unwissens« (Popper 1973, 167f) zu ziehen, die mit einem sukzessiven Rückzug gesicherten wissenschaftlichen Wissens einhergingen - für ihn

ist sowohl der Beginn wissenschaftlichen Wissens (die Entdeckung oder die »kühne Hypothese«) als auch dessen Ende (eine Prognose für die Zukunft) nicht der Vernunft zugänglich - noch einige »raffinierte Revisionen« des Kritischen Rationalismus durch Imre Lakatos (1970) konnten die Demarkationslinie zwischen »episteme« und »dóxa« (Musgrave 1989), zwischen Erkenntnis und Glauben, und damit die sicheren Zufluchtsorte wissenschaftlicher Erkenntnis dauerhaft retten. Sie gerieten zusätzlich in Bedrängnis, als - eingeleitet durch Kuhns »Struktur wissenschaftlicher Revolutionen« (1962) - dem naturwissenschaftlichen Erkenntnismodell auf dem eigenen Terrain der Boden entzogen wurde und hinter der »Logik der Forschung« Psycho- und Sozio-Logik als Modi procedendi wissenschaftlichen Fortschritts zum Vorschein kamen. Das Gewahrwerden der Beschränkungen normativ konzipierter Methodologien hatte zwar nicht deren grundsätzliche Revision zur Folge, aber das Erstarken neben ihnen existierender und den jeweiligen Disziplinen zugehöriger wissenschaftshistorischer und -soziologischer Reflexionswissenschaften sowie - in jüngerer Zeit - eine diese mittlerweile überlappende und ursprünglich an wissenschaftspolitischen Fragen ansetzende, interdisziplinäre »Wissenschaftsforschung«. Insbesondere die »reflexionswissenschaftliche Trias« aus Wissenschaftstheorie, Wissenschaftssoziologie und Wissenschaftsgeschichte (Gethmann 1981) scheint weitgehend akzeptiert zu sein - ohne allerdings in den einzelwissenschaftlichen Diskussionen eine wesentliche Rolle zu spielen.¹⁰

Gleichwohl sind auch die Einzelwissenschaften von der Erschütterung der Grundlagen des Verständnisses von Wissenschaft nicht unberührt geblieben: Deutlich wird dies, wenn z.B. James Clifford für die Ethnologie feststellt: »Vieles von unserem Wissen über andere Kulturen muß nunmehr als zufällig angesehen werden, als

das problematische Ergebnis eines intersubjektiven Dialogs, von Übersetzung und Projektion« (Clifford 1986, 217). Der Biologe Monod sieht infolge moderner naturwissenschaftlicher Erkenntnisweisen die Forscherin bzw. den Forscher mit der verunsichernden Aussicht konfrontiert, »daß er seinen Platz wie ein Zigeuner am Rande des Universums hat, das für seine Musik taub ist und gleichgültig gegen seine Hoffnungen, Leiden oder Verbrechen« (a.a.O., 110).

In ganz ähnlicher Weise beschreibt Devereux das Trauma der »Stummheit der Materie«, auf die »der Mensch mit Panik [reagiert]. Da er ihre Stummheit verleugnen und seine Panik kontrollieren muß, fühlt er sich dazu veranlaßt, physikalische Begebenheiten animistisch zu interpretieren und ihnen, um sie als 'Antworten' erfahren zu können, 'Bedeutungen' zuzuschreiben, die sie nicht besitzen.« (Devereux 1967, 55). Und für die Humanwissenschaften ist Devereux schon deshalb ein »Störenfried« - so Weston La Barre in den Vorbemerkungen zu »Angst und Methode in den Verhaltenswissenschaften« - weil er »die alarmierende Möglichkeit aufgezeigt [hat], daß die Feldethnographie (und in Wirklichkeit jede Sozialwissenschaft), wie sie im Augenblick praktiziert wird, eine Form der Autobiographie sein könnte« (1967, 10).

Daß die wissenschaftsgeschichtlich gesehen jungen Ge- bzw. Verbote - trotz ihrer Brüchigkeit und angesichts einer fortgeschrittenen Wissenschaftsreflexion - dennoch weiterhin so wirksam sind und auch qualitative Forscher(innen), von Subjektivismus und Relativismus in besonderer Weise bedroht, in eine nicht weiter thematisierte Ritualisierung (forscher-) subjektunabhängigen Wissens flüchten bzw. Subjektivität, sofern sie überhaupt reflektiert wird, in methodologische Vorspiele oder in den Anhang verbannen, verweist auf wichtige Verbündete, die die Wissenschaftsimperative nicht nur nicht in Frage stellen, sondern ihrer möglicherweise sogar bedürfen.

EINIGE GRÜNDE FÜR DIE WIRKSAMKEIT DER WISSENSCHAFTSIMPERATIVE AUCH IM BEREICH QUALITATIVER PSYCHOLOGISCHER FORSCHUNG

Ein besonderes Problem für die Human- und Sozialwissenschaften und auch für die Psychologie als universitäre Disziplin liegt - seit Ablösung der Philosophie als wissenschaftliche Leitdisziplin durch die Physik - in der fortdauernden, verzweifelten Jagd nach (natur-) wissenschaftlicher Akzeptanz, in der zum einen eigene Ängste auf die Naturwissenschaften projiziert werden (viele naturwissenschaftliche Forscherinnen und Forscher scheinen besondere geistes- und humanwissenschaftliche Erkenntnisweisen keineswegs abzulehnen), zum anderen eine Abschottung gegen potentielle Gefährdungen des nomologischen Erkenntnisanspruches aus den eigenen Reihen stattfindet.¹¹ Insoweit ist für das kaum reflektierte Überdauern der Wissenschaftsimperative auch in qualitativen Forschungsarbeiten ihre Verankerung durch Wissenschaftsinstitutionen und in entlang der Psychologiegeschichte festgeschriebenen Denkwängen und deren Übermacht in Lehre und Forschung (auch durch die Verteilung von Kapazitäten) nicht unwesentlich. Bereits die qualitative Methodenausbildung fristet an den meisten psychologischen Instituten ein Schattendasein (vgl. Berger et al. 1990; ähnliches haben Hopf & Müller 1994 auch für die Soziologie festgestellt). Ebenfalls dürftig ist die Vermittlung von für die qualitative Methodologie wesentlichen Auseinandersetzungen z.B. in der soziologischen oder ethnologischen Nachbardisziplin. Besondere Berührungängste scheinen darüber hinaus (ethno-) psychoanalytischen Arbeiten zu gelten, die interessanterweise sogar in der aktuellen Diskussion zur Krise der Ethnologie fortauern: »Devereux wird vor allem in der sogenannten ethnopschoanalytischen Literatur aufgegriffen. In der hier wiedergegebenen Debatte wird er, wie auch sonst, bei aller thematischen Nähe, nur am Rande beachtet.« (Fuchs & Berg 1993, 65). Und nahezu völlig unsichtbar

bleibt der Alltag von Forschung jenseits der veröffentlichten Berichte bzw. er wird in das Reich einer von Wissenschaftstheorie, Methodologie und Einzelwissenschaften wiederum separierten »Wissenschaftsreflexion« verbannt, die zwar viel zur »Entzauberung der Wissenschaft« (Bonß & Hartmann 1985) beigetragen hat, aber im Rahmen qualitativer Methodologien kaum berücksichtigt, geschweige denn in eine systematische Reflexion einbezogen wird. Wie bedrohlich die Reflexion des eigenen wissenschaftlichen Handelns sein kann, wird besonders deutlich, wenn Forscher(innen) sich der Untersuchung der Voraussetzungen ihres Tuns zuwenden. Immer wieder ist in diesem Zusammenhang von Angst die Rede: So eröffnet Bourdieu seinen »Homo academicus«, indem er denen dankt, die ihm geholfen haben, seine »Angst vor der Veröffentlichung ... zu überwinden« (Bourdieu 1984, 7). Er führt weiter aus: »Angesichts dieser Herausforderung: eine Welt zu untersuchen, an die man durch vielfältige, gleichermaßen intellektuelle wie 'weltliche' Bindungen und Investitionen geknüpft ist, läßt sich zunächst an gar nichts anderes denken als an Flucht. Dem Vorwurf der Voreingenommenheit versucht man dadurch zu begegnen, daß man sich als 'interessegeleitetes', 'befangenes' Subjekt ... 'aufhebt', indem man auf die unpersönlichsten, mechanischsten und damit auch ... unanfechtbarsten Verfahren zurückgreift.« (a.a.O., 38). Ähnlich betont der Wissenschaftssoziologe Robert K. Merton in einer Untersuchung zur »Ambivalenz des Wissenschaftlers«, von ihm aufgespannt zwischen den Polen der Werte der »Originalität« und der »Bescheidenheit«, daß das Ansinnen, sich mit der Psychologie von Wissenschaftler(inne)n oder der Soziologie wissenschaftlicher Institutionen zu befassen, in der Regel mit Vorwürfen bedacht wird, »er wolle nur im Schmutz wühlen, über den der feine Mann mit Schweigen hinwegsieht. Mehr noch, wer sich systematisch mit diesen Fragen beschäftigt, gilt

nicht bloß als Schmutzwühler, sondern als Verschmutzer.« (Merton 1963, 122). Und Angelika Faas, die sich mit der »Konstruktion wissenschaftlicher Realität in qualitativ forschenden Projekten der Psychologie« befaßt hat (oder besser befassen wollte - auch der Gefährlichkeit des Gegenstandes scheint geschuldet zu sein, daß sie ihre Fragerichtung unter der Hand auf das Ziel einer Konzeption von Forschungssupervision verengt), räumt resümierend am Ende ihrer Arbeit ein, sie habe »eher vorsichtig experimentiert, zu tief saß anfangs noch die Angst vor der vermuteten Skepsis einer imaginierten Fachöffentlichkeit und ihrem phantasierten Vorwurf der Beliebigkeit der Interpretationsrichtungen oder schlimmer, dem der Unwissenschaftlichkeit!« (Faas 1992, 273f).

Auch entlang einer eigenen Forschungsarbeit über Jugendarbeitslosigkeit rekonstruierten wir bei dem Versuch, anschließend an die Überlegungen von Volmerg (1988), unsere Forschung von der Fragestellung bis zur Veröffentlichung zu reflektieren im Spannungsfeld zwischen uns als Forschenden, unserem Gegenstand und der Wissenskultur, der wir uns zugehörig fühlten bzw. von der wir uns abgrenzen wollten (vgl. ausführlicher Mruck & Mey 1996), im nachhinein eine Vielzahl von Ängsten, die während des eigentlichen Forschungsprozesses nicht thematisiert werden konnten oder sollten: Sobald wir im Verlauf der Untersuchung auf eigene »Verstrickungen« (Motive, Neigungen, Herangehens-, Denk- und Schreibweisen oder »Spiele« im Wissenschaftskontext etc.) stießen, fühlten wir uns schuldig bzw. erlebten diese ausschließlich als persönliches Manko oder rationalisierten sie als wissenschaftliche Notwendigkeiten. Wir befürchteten, antizipierten und/oder explizierten, fremden und (heimlich) eigenen Kriterien von Wissenschaftlichkeit nicht zu genügen, denn die Versicherung durch und der Rückgriff auf ein scheinbar nicht weiter zu begründendes und präzise ausgearbeitetes

methodisches Instrumentarium vergleichbar dem quantitativen fehlte. Gerade zu Beginn der Forschungsarbeit befanden wir uns in einem Kreislauf, der uns den Initiationsprozeß als qualitative Forscher und Forscherinnen, der in Veröffentlichungen kaum sichtbar wird bzw. werden darf, einsam (oder in heimlicher Komplizenschaft mit einigen Vertrauten) durchlaufen ließ. Besondere Brisanz erhielten diese aufseiten qualitativer Forschung sicher nicht unüblichen Probleme durch zusätzliche Ängste und Unsicherheiten, die u.E. mit der Berufsrolle psychologischer Forscher(innen) verbunden sind: Diese scheint, sofern man sich nicht sogleich in den akademischen Rechenbetrieb zurückzieht oder dessen müde ist, eine besondere »psychische Gesundheit« bzw. Kompetenz im Umgang mit Psychischem aufzuerlegen, die einer Beschäftigung mit den eigenen Störungen und Neurotizismen entgegensteht. »Psychische Probleme« von Psycholog(inn)en würden ähnlich den Schreibstörungen von Schriftsteller(inne)n oder der »Angst vor Wahnsinn« bei Psychiater(inne)n die eigene (berufliche) Identität zutiefst in Frage stellen. Gleichwohl und deshalb sind Auseinandersetzungen um diese Tabus untersagt (und begleiten diese Berufsgruppen als potentielle persönliche Drohung und bei der Gestaltung ihrer Arbeit möglicherweise ein Leben lang).

Versuche, der Vorläufigkeit von Wissen und der Drohung des Subjektiven und Autobiographischen zu entkommen, waren zahlreich. Wir fanden sie später insbesondere auch bei denen, die geholfen haben zu verdeutlichen, daß es »die eine« Geschichte nicht gibt und »daß wir uns selbst für unterschiedliche Varianten von Geschichte öffnen [müssen]« (Clifford 1986, 232). Immer wieder bleiben die Ausgänge merkwürdig beschwörend: So prognostiziert Heisenberg, der wie kaum ein anderer die Erkenntnis der Verschränkung von wissenschaftlichen Ergebnissen mit ihren historischen und methodischen Produktionsweisen vor-

angetrieben hat: »Es mag manchmal viele Jahre dauern, bevor man die Lösung eines Problems kennt, bevor man zwischen Wahrheit und Irrtum sicher unterscheiden kann; aber schließlich werden die Fragen entschieden werden, und die Entscheidungen werden nicht von irgendeiner Gruppe von Wissenschaftlern, sondern von der Natur selbst getroffen.« (Heisenberg 1958, 188). Auch in den Arbeiten von Clifford finden sich zahlreiche Hinweise, die die Ethnolog(inn)en versichern sollen, ihre Deutungen seien »zu keinem Zeitpunkt unendlich oder lediglich 'subjektiv' (im pejorativen Sinne)« (1986, 233). Ebenso verwechsle die Befürchtung eines »Nihilismus bei der Auslegung ... Kontroversen um Bedeutung mit Unordnung« bzw. versuche, »eine 'objektive' Rhetorik zu bewahren« (a.a.O.). Von Tendenzen in Richtung eines »Nihilismus« und »interpretativen Skeptizismus« ist auch bei Bourdieu die Rede. Er versichert, daß es gelinge, »die absolutistischen Ansprüche klassischer Objektivität zurückzuweisen, ohne daß dies dafür zum Relativismus führt« (Bourdieu 1993, 373). Entlang eigener irritierender Erfahrungen vermuten wir, daß es sich bei diesen Beschwörungen um das Pfeifen verängstigter Forscher(innen) im Wald einer Wissenschaft handelt, die zwar die Dogmen der Theologie ablösen konnte, nun aber den eigenen Glaubenssystemen gewahr zu werden im Begriff ist. Diese Angst, daß wissenschaftliches Wissen und damit Wissenschaft selbst hinfällig werden könnte - und in der Folge notwendigerweise auch die eigene Identität als Wissenschaftler(in), ist auch deshalb schwerwiegend, da sie stillschweigend wissenschaftliches Arbeiten durchzieht und blockiert. Ihre fortdauernde Tabuisierung verhindert eine Auseinandersetzung mit der Frage, in welcher Weise Forschung und mit welchen Ergebnissen verlaufen könnte, die sich ihrer subjektiven und intersubjektiven Konstitution stellt.

AUSBLICK

Unser Ziel war es, auf das Fortdauern »alter

Zwänge« auch in der qualitativen Forschung und in der »neuen Psychologie« zu verweisen, die in einer naturalistischen Gegenstandssicht qualitativer Forschungspraxis und in einer naturalistischen Forschungssicht qualitativer Methodologien zum Ausdruck kommen. In beiden Fällen geht es um das Fehlen von Selbstreflexivität im Forschungsprozeß - in der Forschungspraxis bleibt die eigene Beteiligung an der Konstitution des Wissens über den jeweiligen Gegenstand ausgeblendet, in der Reflexion von Forschung im Rahmen qualitativer Methodologien, deren Einbettung (sowie die der Methodolog(inn)en selbst) in wissenschaftliche Institutionen, Regelsysteme, Abhängigkeiten etc. Als ursächlich hierfür wurden machtvollen Wissenschaftsimperative diskutiert, in deren Folge sukzessive die Subjektivität bzw. Perspektivität der Produzent(inn)en, des Produktionsprozesses und des Produktes von wissenschaftlicher Forschung zumindest aus den Veröffentlichungen verbannt wurde. Wir versuchten auch zu verdeutlichen, daß die Wirksamkeit dieser Imperative nicht alleine aus »äußeren Zwängen« der Institution Wissenschaft heraus zu verstehen ist, sondern vielmehr erst aus deren Zusammenspiel mit tiefgreifenden Ängsten vor Unwissenschaftlichkeit insbesondere auf Seiten qualitativer Forscher(innen) und Psycholog(inn)en.

Entgegen dem Unterfangen, Subjektivität und Selbstreflexivität zu eliminieren oder zumindest auf weniger kritische Positionen (Vorbemerkungen, Anhang) zu verdrängen, gehen wir davon aus, daß nicht deren Einbezug, sondern ihre Vernachlässigung zu »Verzerrungen« führt - Wissenschaft jenseits von Subjektivität, Sozialität und Historizität scheint uns eine, wenn auch dem Anliegen nach nachvollziehbare, Fiktion. Insoweit ist der vorliegende Beitrag auch als Versuch gedacht, zum einen auf einige u.E. wesentliche Diskussionsstränge (insbesondere in Ethnologie, Ethnopsychanalyse und Wissenschaftsforschung) hin-

zuweisen und zum anderen (auch uns selbst) zu einem Dialog zu ermutigen, der die Voraussetzung für eine systematischere Auseinandersetzung mit der Herstellung von »Wissen« im qualitativen Forschungsprozeß wäre: Forschende könnten, wenn sie auf die Ausblendung der eigenen Subjektivität und (sozialer) Abhängigkeiten verzichten, überhaupt erst verstehen und thematisieren lernen, wie sie sich in dem verewigen, was sie bisher über ihre »Gegenstände« und deren »Merkmale« behaupten, und auf wie vielfältige Weise Wissenschaftsimperative und die Institution Wissenschaft in Entscheidungen im Forschungsprozeß und in - »scheinbar nur der Forschung verpflichtete - Handlungen im Feld« (Volmerg 1988, 159) einwirken. Ein erster Schritt hierzu wäre, sich mit Devereux daran zu erinnern, daß es »ganz einfach ausgedrückt, ... immer hilfreich [ist], sich erst einmal genau zu überlegen, was man eigentlich tut« (Devereux 1967, 29) und sich hierüber mit anderen Wissenschaftler(inne)n auszutauschen. Dies scheint um so wichtiger, als eine fortdauernde und aus den Diskursen weitgehend ausgeblendete Unsicherheit qualitativer Forschung über ihren wissenschaftlichen Wert die von uns nicht für sinnvoll gehaltene schrittweise Entwicklung von und Einschwörung auf - den quantitativen vergleichbare und ebenfalls eher der Angst der Wissenschaftler(innen) denn ihrem Bemühen um ihren Gegenstand geschuldete - »qualitative Statistiken« zur Folge haben könnte.

Die Anerkennung der Subjektivität der Forschenden würde auch bedeuten, sich damit zu bescheiden, daß alle »Deutungen ... vorläufig [sind]; sie werden von Subjekten gegeben, die von einer bestimmten Position aus sprechen und darauf vorbereitet sind, bestimmte Dinge zu erkennen, andere jedoch nicht« (Rosaldo 1984, 383). Dies im Forschungsprozeß und entlang der aus ihm entstandenen Produkte sichtbar zu machen, hat u.a. Clifford für die Ethnologie

gefordert: »Wenn wir schon dazu verdammt sind, Geschichten zu erzählen, über die wir keine Kontrolle haben, könnten wir dann nicht zumindest Geschichten erzählen, von denen wir annehmen, daß sie wahr sind?« (1986, 235) Und auch in der Psychologie sind - insbesondere mit der Konzeption von Birgit Volmerg (1988), die wissenschaftliches Handeln im Spannungsverhältnis zwischen Forscher(innen) Persönlichkeit, Untersuchungsfeld und Wissenschaftskultur zu verstehen vorschlägt - und mit der Explikation eines »qualitativen Forschungsstils« (Breuer 1996), in dem Aspekte der Grounded Theory, von qualitativer Feldforschung und Überlegungen Devereux' zur Selbstreflexion von Forschung kombiniert werden, wichtige Impulse gegeben worden.

Weitere notwendige Entwicklungsrichtungen werden erkennbar, wenn man die - nach wie vor seltenen - Versuche, die alten Zwänge und Tabus zu überschreiten, hinzuzieht. Ein Beispiel hierfür ist u.a. der Beitrag von Rohr (1996) über »Askese und Rausch«, in dem sie entlang eines eigenen Kindheitserlebnisses die Wirkungsmuster unterschiedlicher südamerikanischer Kirchen rekonstruiert. Ihre Ausführungen verweisen auf Probleme, die aus dem Bemühen resultieren, einsam die tabuisierte (Beziehungs-) Welt des oder der anderen zu entziffern. Der sicher mutige Versuch des Einbezugs der eigenen Subjektivität in die Deutungsarbeit droht dann, »zu einer Quelle von Projektionen und zur treibenden Kraft von Manipulation und Delegation [zu werden], durch welche ebenfalls die Subjektivität des Forschungsobjekts zusehends verdunkelt wird« (Erdheim 1989, 89). Arbeiten wie die von Rohr erlauben zwar - so Krauß zur »Schimäre der Gegenübertragung« - »eine Erschließung exkommunizierter Tiefengeschichten ... des Forschers oder der Forscherin« (1996, 98), sie sind aber unzureichend bezüglich des angezielten Erkenntnisgegenstandes, solange ihnen ein reales Gegenüber fehlt: »Erst in der leben-

digen Interaktion könnte ich mir auf die Schliche kommen: Erst anhand der Irritation meines Gegenübers, die mich irritiert« (a.a.O.).

Sicher hilfreich wäre deshalb die Einrichtung von Forschungssupervisionen, um »der 'Betriebsblindheit' gegenüber der eigenen Forschungsarbeit [entgegenzuwirken]« (Bock 1992, 101). Da die Finanzierung von Forschungssupervision allerdings angesichts der weiterhin bestehenden Vorherrschaft eines naturalistischen und objektivistischen Gegenstandsverständnisses auch auf seiten geldgebender Institutionen nur sehr selten gelingt, besteht eine zusätzliche Möglichkeit in der Bildung kollegialer Supervisionsgruppen. Eigene Erfahrungen im Rahmen einer »Projektwerkstatt qualitativen Arbeitens«, die seit Herbst 1994 mit Diplomand(inn)en durchgeführt wird und zwischen Kolloquium, Supervision und Interpretationsgemeinschaft angesiedelt ist, haben deutlich werden lassen, daß diese Gruppen nicht nur zur Entlastung der Forschenden, sondern auch zur Begleitung des Forschungsprozesses, zur Öffnung des Interpretationsraumes und zum Experimentieren mit der Entstehungsgeschichte der Forschungsarbeit reflektierenden Ansätzen auch in der Veröffentlichung der Ergebnisse beitragen können, wenn Denk- und Thematisierungsverbote tatsächlich und am eigenen Beispiel überschritten werden (dürfen). Die Arbeit in den Projektwerkstätten ermöglicht, die Unterschiedlichkeit subjektiver Perspektiven auf einen Gegenstand überhaupt erst zur Kenntnis zu nehmen, um sie in einem nächsten Schritt im Sinne einer Verbreiterung und Validierung von Deutungsansätzen zu integrieren. Sie fordert umgekehrt allerdings von den Forschenden eine sehr weitgehende Bereitschaft zur Selbstreflexivität, die auch entlang der Dynamik der beteiligten Gruppen und der Schwierigkeit der mehrfachen Entzifferungsarbeit - des »Textes in der Gruppe« und der »Gruppe im Text« - neue Verständehsmöglichkeiten und neue Probleme auf-

wirft (vgl. Mruck & Mey 1997, in Vorb.). Und eines werden auch diese Gruppen sicher nicht hervorbringen können: über Personen, Zeiten und Situationen hinweg gültige und unumstößliche (wissenschaftliche) Wahrheiten.

Anmerkungen

• Gekürzte und überarbeitete Fassung eines Beitrags, der unter dem Titel »Überlegungen zu qualitativer Methodologie und qualitativer Forschungspraxis - die Kehrseite psychologischer Forschungsberichte« in der Reihe »Forschungsbericht aus dem Institut für Psychologie der TU Berlin« als Heft Nr. 1/96 erschienen ist.

1. Die Schärfe der Polemik belegt die Replik Herrmanns auf Legewies Forderung nach einer »Erneuerung der Psychologie« (1991a), insbesondere wenn man sie mit früheren, wissenschaftstheoretischen Erwägungen vergleicht: So schwärmte Herrmann (1977) in einem Beitrag über »Psychologie und das kritisch-pluralistische Wissenschaftsprogramm« von einer »Liberalisierung, die dem kreativen Entwerfen auch von psychologischen Theoriekonzeptionen mehr Mut machen könnte ... In der Heterogenität, im häufigen Neubeginn und Wandel«, so Herrmann weiter, »können progressive Kräfte liegen, von denen sich zwanghafte Kleindetailüberprüfer oder auch die großen Nichts-als-Reduktionisten kaum etwas träumen lassen« (Herrmann 1977, 62) und insbesondere nicht Vertreter und Vertreterinnen des - Herrmann zitiert an dieser Stelle »den drastischen Hans Albert - 'Analyseempirismus'..., der für manche Psychologischen Institute immer noch charakteristisch ist« (a.a.O., 61f). Herrmann beschwört statt dessen die »fallibilistische Grundüberzeugung«, die »Einsicht in die Fehlsamkeit, in das stets mögliche Scheitern unserer Annahmen und Vorhaben ... man kann sich sogar darin irren, daß man sich irrt ... Daß meine Problemsicht später als obsolet und meine Lösungsversuche als untauglich betrachtet werden dürften, erscheint mir nach aller

geschichtlichen Erfahrung fast selbstverständlich« (a.a.O., 63). Dementgegen werden in der aktuellen Auseinandersetzung mit qualitativen Ansätzen die alten Figuren des »sicheren Wissens« aus der Requisitenkammer antiker Wissenschaftsauffassungen gezogen, z.B. wenn Herrmann ein Verständnis der Psychologiegeschichte als Krisengeschichte *ex cathedra* zurückweist - die »Geschichte der Psychologie ... ist (empirisch belegbar) eine Geschichte des Erkenntnisfortschritts« (1991, 22) - oder beansprucht, den von ihm postulierten Pluralismus durchaus im Rahmen »nomologischer« Methodologien, Methodik und Konzeptualisierungen leisten zu können.

2. Die Problematik der Okkupation des Empiriebegriffs durch eine an naturwissenschaftlichen Modellen orientierte Sozialforschung und teilweise mit ihr einhergehende (Selbst-) Blockaden auch auf seiten an Sozialempirie orientierter Forscher(innen) beschreibt Bonß (1982).

3. Eine sehr lesenswerte Auseinandersetzung mit unhinterfragten Prämissen sowohl quantitativer als auch qualitativer Sozialforschung leistet Meinefeld. In bezug auf letztere stellt er fest, daß - resultierend aus der »Position eines forschungspolitischen 'underdog' und der dadurch bedingten Überreaktion« (1995, 292) - auch bei »Vertretern dieses methodologischen Ansatzes eine merkwürdige Blindheit gegenüber der Unvermeidbarkeit einer Strukturierung des Gegenstandes durch ihre eigene theoretische und methodische Vorgehensweise festzustellen [sei]. Zwar wird in allgemeinen Überlegungen herausgestellt, daß die Welt immer nur als interpretierte Welt wahrgenommen werden kann, ... doch verliert sich diese Einsicht, wenn es um das eigene konkrete Forschungshandeln geht.« (a.a.O., 288).

4. Es ist in diesem Sinne nur folgerichtig, daß, wenn »Text« als Ausgangspunkt qualitativer Forschung jenseits seiner kommunikativen Herstellung immer schon vorausgesetzt und für wahr genommen wird, Fragen nach dem Verhältnis von und insbesondere den Dif-

ferenzen zwischen verschriftetem Material und lebendigen Interaktionen in der Regel ausgespart bleiben.

5. Auf dieses »im Prinzip nicht auflösbare Dilemma« qualitativer Interviewverfahren hat Christel Hopf bereits 1978 verwiesen. So sehr wir die Forderung Hopfs nach einer »Analyse der Interviewsituation als Kommunikationssituation« (Hopf 1978, 100) befürworten, erscheint es uns doch notwendig, auf eine Vereinfachung hinzuweisen: Die von Hopf betonte Asymmetrie zwischen Forschenden und Beforschten und ihre daran anschließenden Überlegungen über verbesserte Fragetechniken sind entlang unserer Erfahrung ähnlich präzisierungsbedürftig wie der komplementär von einigen Forscher(inne)n vertretene Anspruch, in Interviewsituationen (zumindest tendenziell) »ideale Sprechsituationen« bzw. die Umsetzung einer »nicht-strategischen Kommunikation« zu sichern und gemeinsam ein »sachbezogenes Arbeitsziel« zu verfolgen (so z.B. Legewie 1987). Zu der u.a. von Hopf vertretenen Position ist anzumerken, daß ihr u.E. ein im Kern weiterhin passives und reaktives Bild der Beforschten unterliegt, wohingegen wir davon ausgehen, daß Forschung in einer sozialen Situation stattfindet, die Forschende und Beforschte gemeinsam entlang der in ihrer Biographie erworbenen Schamgrenzen, der (antizipierten) eigenen und der vollzogenen Fremdwahrnehmung, der angestrebten Selbstdarstellung und in Vollzug ihrer jeweiligen Interessen gestalten, indem sie reden und schweigen, beobachten und beobachtet werden. Bedeutsam für die Auswertung von Interviews wäre hiernach nicht, ob z.B. Suggestivfragen vermieden werden, sondern wie - und wie unterschiedlich - die an einem Interview Beteiligten eine solche Frageform praktizieren bzw. mit ihr umgehen. Umgekehrt wird in dem Konzept nicht-strategischer Kommunikation ein Ideal transportiert, das weder für Forschende noch für Beforschte einlösbar ist. Denn beide befinden sich von Beginn an in einem Geflecht von explizierten und nicht-explizierten Wünschen, Interessen,

Ansprüchen etc. Wechselseitige Instrumentalisierung ist nicht die zu vermeidende oder vermeidbare Ausnahme, sondern ein notwendiger, häufig allerdings insbesondere im Bereich qualitativer Forschung tabuisierter Bestandteil jeder Forschungssituation.

6. Sowohl für die Laboratoriumsuntersuchungen als auch für das Gros qualitativer Studien bedeutet dies, daß eine Re-Analyse in einem anderen - kommunikativen und der beteiligten Subjekte bewußten - Licht andere Ergebnisse liefern würde. Für die experimentelle Sozialpsychologie sind Ansätze einer Uminterpretation im Rahmen der Artefaktforschung unternommen worden; vgl. z.B. Bungard (1980). Thomas Leithäuser fordert für die Psychologie und die Psychoanalyse die Entwicklung eines »hermeneutischen Experiments«, das »von der positivistischen Wissenschaftsdoktrin zu emanzipieren [wäre]« (Leithäuser 1992, 22).

7. Während quantitative Forscher(innen) jedoch, ausgehend von ihrem Unterfangen, aus der Erhebungssituation resultierende Einflüsse zu kontrollieren bzw. zu eliminieren, sich teilweise dezidiert mit diesen Einflüssen auseinanderzusetzen versuchen (vgl. zum Überblick Scholl 1993, zur »Reaktivität im Forschungsinterview«), sind Auseinandersetzungen mit dieser Problematik auf seiten qualitativer Methodologie eher selten.

8. Obwohl auch schon zum damaligen Zeitpunkt angesichts der Entwicklung wissenschaftlicher Diskursformen nachdenkenswert, vgl. z.B. Saner 1967, zu »Kants Polemiken gegen die Zeitgenossen« oder Felt, Nowotny & Taschner 1995, Kap. 2.1, zusammenfassend zur Arbeitsweise der 1662 in London gegründeten »Royal Society«.

9. Möglicherweise hat Bourdieu hier den Standpunkt des saturierten Universitätsprofessors verallgemeinert (ein sozusagen »epistemozentrischer« Irrtum, denn Bourdieu hatte bereits 1981 in die von der französischen Zeitung »Lire« veröffentlichte - und von ihm kritisierte - »Hitparade der Intellektuellen« Eingang gefunden, vgl. Bourdieu 1984, 341). Doch selbst im »Himmel der Gelehrten« tob-

ten und toben Kämpfe, die jenseits des beschaulichen und bedürfnislosen Wissenschaftsmythos sein dürften, den Bourdieu hier bewahrt und beschwört, beschrieben u.a. von Robert K. Merton 1963 am Beispiel von Prioritätskonflikten, die die Geschichte der Wissenschaften begleitet haben. Ebenfalls lesenswert ist Christfried Tögels 1994 erschienene Studie über »Sigmund Freuds Weg zur Psychoanalyse« und dessen Vorhaben, »die Wissenschaft auszubeuten«.

10. Eine Wissenschaftspsychologie sucht man in der Riege der Reflexionswissenschaften vergebens (von einem zeitweisen Aufschwung einer »Kreativitätsforschung« und Überlegungen im Zuge von Arbeiten im Bereich der »Künstlichen Intelligenz« abgesehen und trotz der mittlerweile auch von einigen Psycholog(inn)en postulierten Notwendigkeit; vgl. z.B. Graumann 1994). Fast scheint es, als sei die Psychologie - als Einzeldisziplin aber auch für eine Reflexion von Wissenschaft - ein »Nicht-Ort« geworden: 1. Rezipiert in anderen Disziplinen wird, wenn überhaupt, die in der akademischen Psychologie ungeliebte und tabuisierte Psychoanalyse. Deren Erkenntnismittel und -möglichkeiten (z.B. im Konzept der »Gegenübertragung«) sind umgekehrt für eine Verwendung in Forschungsarbeiten vergleichsweise unentwickelt - zum einen infolge des weitgehenden Ausschlusses von der akademischen Forschung und zum anderen durch ihre (Freuds Intentionen bekanntermaßen entgegenlaufende) weitgehende Zentrierung auf eine therapeutische Anwendung. Ebenso dürfte die kurze Hoffnung eines Teils der Allgemeinen Psychologie, im Rahmen der Forschung zur »Künstlichen Intelligenz« zu der »Grundlage einer der avanciertesten Technologien zu werden« (Legewie 1991b, 18), als mittlerweile gescheitert betrachtet werden bzw. einige Forscher(innen) betreiben stillschweigend anstelle von Psychologie eine Art Computerwissenschaft (zu der allmählichen Revision der anfänglichen Euphorie, menschliches Denken simulieren zu können, vgl. auch Breiter 1995). Ein sehr treffender Ausdruck

der Orts- und Bedeutungslosigkeit der akademischen Psychologie ist, daß diese z.B. in dem 1989 von Seiffert und Radnitzky herausgegebenen »Handlexikon zur Wissenschaftstheorie« in den zusammenfassenden Darstellungen zu Geistes-, Natur- und Sozialwissenschaften und in den geschichtlichen Überblicken zu diesen Wissenschaftszweigen nur einmal kurz erwähnt wird (nämlich Sozialpsychologie). 2. Als ausstehende psychologische Reflexion wissenschaftlichen Handelns hinterläßt sie einerseits riesige Leerstellen, wo eine psychologische Perspektive gefordert wäre - eine der Wissenschaftsgeschichte oder -soziologie vergleichbare psychologische Subdisziplin ist nicht in Sicht. In wichtigen interdisziplinären Diskursen im Bereich der Wissenschaftsreflexion sind Psychologen und Psychologinnen, wenn überhaupt, nur marginal und meistens mit mikrosoziologischer Orientierung vertreten (so z.B. bei dem Workshop des Hamburger Instituts für Sozialforschung, vgl. Bonß, Hohlfeld & Kollek 1993). Andererseits werden sukzessive Themen in andere Bereiche übernommen (ein Beispiel hierzu ist der erwähnte Aufsatz von Merton oder Bourdieus Konzeption der »Sozialgeschichte und ... Soziologie der Soziologie, verstanden als Erforschung des wissenschaftlichen Unbewußten des Soziologen« (Bourdieu 1993, 372).

11. Ein besonderes Kuriosum ist in diesem Zusammenhang, daß für wesentliche Teile der eher einem Naturwissenschaftsideal anhängenden Mainstream-Psychologie insbesondere der Kritische Rationalismus - trotz Poppers Anti-»Psychologismus« (vgl. z.B. Popper 1969, 119f) - eine große Anziehungskraft ausübte und ausübt.

Literatur

BERGER, ROTRAUD ET AL. (1990): Anleitung zum Unglücklichsein: Studienbedingungen und Psychologienidentität. Berichte aus dem Institut für Psychologie der TU Berlin, Nr. 2/90

BERGOLD, JARG & BREUER, FRANZ (1992): Zum Verhältnis von Gegenstand und Forschungsmethoden in der Psychologie. Journal für Psychologie, 1/1, 24-35

BOCK, MARLENE (1992): Das halbstrukturierte-leitfadensorientierte Tiefeninterview. Theorie und Praxis der Methode am Beispiel von Paarinterviews. In: Hoffmeyer-Zlotnik, J.H.P. (Hrsg.). Analyse verbaler Daten, 90-109. Opladen: Westdeutscher Verlag

BONß, WOLFGANG (1982): Die Einübung des Tatsachenblicks. Zur Struktur und Veränderung empirischer Sozialforschung. Frankfurt/M.: Suhrkamp

BONß, WOLFGANG & HARTMANN, HEINZ ; HOHLFELD, RAINER & KOLLEK, REGINE (Hrsg.) (1993): Wissenschaft als Kontext - Kontexte der Wissenschaft. Hamburg: Junius

BOURDIEU, PIERRE (1984/1992): Homo academicus. Frankfurt/M.: Suhrkamp

BOURDIEU, PIERRE (1993): Narzistische Reflexivität und wissenschaftliche Reflexivität. In: Berg, E. & Fuchs, M. (Hrsg.). Kultur, soziale Praxis, Text. Die Krise der ethnographischen Repräsentation, 365-374. Frankfurt/M.: Suhrkamp

BREITER, ANDREAS (1995): Die Forschung über künstliche Intelligenz und ihre sanduhrförmige Entwicklungsdynamik. Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, 47/2, 295-318

BREUER, FRANZ (Hrsg.) (1996): Qualitative Psychologie. Grundlagen, Methoden und Anwendungen eines Forschungsstils. Opladen: Westdeutscher Verlag

BUNGARD, WALTER (Hrsg.) (1980): Die »gute« Versuchsperson denkt nicht. Artefakte in der Sozialpsychologie. München: Urban & Schwarzenberg

CLIFFORD, JAMES (1986/1993): über ethnographische Allegorie. In: Berg, E. & Fuchs, M. (Hrsg.). Kultur, soziale Praxis, Text. Die Krise der ethnographischen Repräsentation, 200-239. Frankfurt/M.: Suhrkamp

CLIFFORD, JAMES (1988/1993): über ethnographische Autorität. In: Berg, E. & Fuchs, M. (Hrsg.). Kultur, soziale Praxis, Text. Die Krise der ethnographischen Repräsentation, 109-157. Frankfurt/M.: Suhrkamp

DEVEREUX, GEORGES (1967/1992): Angst und Methode in den Verhaltenswissenschaften. Frankfurt/M.: Suhrkamp

ERDHEIM, MARIO (1989): Subjektivität als Erkenntnismedium und ihre Krisen im Forschungsprozeß. In: Breyvogel, W. (Hrsg.). Pädagogische Jugendforschung, 81-93. Opladen: Leske + Budrich

FAAS, ANGELIKA (1992): Beforschte Forschung.

Konstruktionen wissenschaftlicher Realität in qualitativ forschenden Projekten der Psychologie. Entwurf eines Konzepts für Forschungssupervision. (Unveröff. Dissertation, FB Gesellschafts- und Planungswissenschaften, TU Berlin)

FELT, ULRIKE; NOWOTNY, HELGA & TASCHNER, KLAUS (1995): Wissenschaftsforschung. Eine Einführung. Frankfurt/M., New York: Campus

FLECK, CHRISTIAN (1992): Vom »Neuanfang« zur Disziplin? Überlegungen zur deutschsprachigen qualitativen Sozialforschung anlässlich einiger neuer Lehrbücher. Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, 44/4, 747-765

FLICK, UWE (1995): Qualitative Forschung. Theorie, Methoden, Anwendung in Psychologie und Sozialwissenschaften. Reinbek: Rowohlt

FUCHS, MARTIN & BERG, EBERHARD (1993): Phänomenologie der Differenz. Reflexionsstufen ethnographischer Repräsentation. In: Berg, E. & Fuchs, M. (Hrsg.). Kultur, soziale Praxis, Text. Die Krise der ethnographischen Repräsentation, 11-108. Frankfurt/M.: Suhrkamp

GETHMANN, CARL F. (1981): Wissenschaftsforschung? Zur philosophischen Kritik der nach-Kuhnschen Reflexionswissenschaften. In: Janich, P. (Hrsg.). Wissenschaftstheorie und Wissenschaftsforschung, 9-38. München: Beck

GRAUMANN, CARL F. (1994): Die Forschergruppe: Zum Verhältnis von Sozialpsychologie und Wissenschaftsforschung. In: Sprondel, W.M. (Hrsg.). Die Objektivität der Ordnungen und ihre kommunikative Konstruktion: Für Thomas Luckmann, 381-403. Frankfurt/M.: Suhrkamp

HEISENBERG, WERNER (1958/1972): Physik und Philosophie. Stuttgart: Hirzel

HERRMANN, THEO (1977): Psychologie und das kritisch-pluralistische Wissenschaftsprogramm. In: Schneewind, K.A. (Hrsg.). Wissenschaftstheoretische Grundlagen der Psychologie, 55-69. München, Basel: Reinhardt

HERRMANN, THEO (1991): Diesmal diskursiv - schon wieder eine Erneuerung der Psychologie. Report Psychologie, 2/91, 21-27

HOPF, CHRISTEL (1978): Die Pseudo-Exploration - Überlegungen zur Technik qualitativer Interviews in der Sozialforschung. Zeitschrift für Soziologie, 7/2, 97-115

HOPF, CHRISTEL & MÜLLER, WALTER (1994): Zur

Entwicklung der empirischen Sozialforschung in der Bundesrepublik Deutschland. ZUMA-Nachrichten, 35/18, 28-53

JAEGGI, EVA (1994): Wer erhält die Goldmedaille? Kommentar zu: Wolfgang Prinz, »Fünf Thesen zur sogenannten Erneuerung der sogenannten Psychologie«. In: Schorr, A. (Hrsg.). Die Psychologie und die Methodenfrage. Reflexionen zu einem zeitlosen Thema, 10-11. Göttingen: Hogrefe

JÜTTEMANN, GERD (Hg.) (1983): Psychologie in der Veränderung. Perspektiven für eine gegenstandsangemessene Forschungspraxis. Weinheim: Beltz

JÜTTEMANN, GERD (1995): Persönlichkeitspsychologie. Perspektiven einer wirklichkeitsgerechten Grundlagenwissenschaft. Heidelberg: Asanger

KLEINING, GERHARD (1982): Umriss zu einer Methodologie qualitativer Sozialforschung. Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, 34, 224-253

KLEINING, GERHARD (1991): Methodologie und Geschichte qualitativer Sozialforschung. In: Flick, U., Kardorff, E. von, Keupp, H., Rosenstiel, L. von & Wolff, S. (Hrsg.). Handbuch qualitative Sozialforschung, 11-22. München: Psychologie Verlags Union

KNORR-CETINA, KARIN (1981/1991): Die Fabrikation von Erkenntnis. Zur Anthropologie der Naturwissenschaft. Frankfurt/M.: Suhrkamp

KRAUß, THOMAS (1996): Die Schimäre der Gegenübertragung. Zum Beitrag von Elisabeth Rohr »Rausch und Askese. Zur Ethnopsychoanalyse des Fundamentalismus«. Journal für Psychologie, Doppelheft 4/95 und 1/96, 96-98

KUHN, THOMAS S. (1962/1973): Die Struktur wissenschaftlicher Revolutionen. Frankfurt/M.: Suhrkamp

LA BARRE, WESTON (1967/1992): Vorwort. In: Devereux, G., Angst und Methode in den Verhaltenswissenschaften. Frankfurt/M.: Suhrkamp

LAKATOS, IMRE (1970/1974): Falsifikation und die Methodologie wissenschaftlicher Forschungsprogramme. In: Lakatos, I. & Musgrave, A. (Hrsg.). Kritik und Erkenntnisfortschritt, 89-189. Braunschweig: Vieweg

LEGEWIE, HEINER (1987): Interpretation und Validierung biographischer Interviews. In: Jüttemann, G. & Thomae, H. (Hrsg.). Biographie und Psychologie, 138-150. Berlin: Springer

LEGEWIE, HEINER (1991a): Argumente für eine

Erneuerung der Psychologie. Report Psychologie, 2/91, 11-20

LEGEWIE, HEINER (1991b): Krise der Psychologie oder Psychologie der Krise? (überarbeitete Fassung eines Vortrags auf dem Kongreß der Deutschen Gesellschaft für Psychologie 1990, Arbeitsbericht Klinische Psychologie des Instituts für Psychologie, TU Berlin)

LEITHHÄUSER, THOMAS (1992): Fall-Stricke psychologischer Erkenntnis. Journal für Psychologie, 1/1, 15-23

MEINEFELD, WERNER (1995): Realität und Konstruktion. Erkenntnistheoretische Grundlagen einer Methodologie der empirischen Sozialforschung. Opladen: Leske + Budrich

MERTON, ROBERT K. (1963/1985): Die Ambivalenz des Wissenschaftlers. In: ders., Entwicklung und Wandel von Forschungsinteressen. Aufsätze zur Wissenschaftssoziologie, 117-146. Frankfurt/M.: Suhrkamp

MONOD, JACQUES (1971/1987): Erkennen und Ethik. In: Piper, K. (Hg.). Lust am Denken. Ein Lesebuch aus Philosophie, Natur- und Humanwissenschaften 1947-1981, 105-118. München: Piper

MRUCK, KATJA & MEY, GÜNTER (1996): Überlegungen zu qualitativer Methodologie und qualitativer Forschungspraxis - die Kehrseite psychologischer Forschungsberichte. Forschungsbericht aus dem Institut für Psychologie der TU Berlin, Nr. 1/96

MRUCK, KATJA & MEY, GÜNTER (1997, in Vorb.): Selbstreflexivität und Subjektivität im Auswertungsprozeß biographischer Materialien - zum Konzept einer »Projektwerkstatt qualitativen Arbeitens« zwischen Colloquium, Supervision und Interpretationsgemeinschaft. In: Jüttemann, G. & Thomae, H. (Hrsg.). Biographische Methoden in den Humanwissenschaften. Weinheim: PVU/Beltz

MÜLLER-FREIENFELS, RICHARD (1931): Die Hauptrichtungen der gegenwärtigen Psychologie (2. Aufl.). Leipzig: Quelle & Meyer

MUSGRAVE, ALAN (1989/1992): Wissen. In: Seiffert, H. & Radnitzky, G. (Hrsg.). Handlexikon zur Wissenschaftstheorie, 387-391. München: dtv

POPPER, KARL R. (1969/1972): Die Logik der Sozialwissenschaften. In: Adorno, Th.W., Dahrendorf, R., Pilot, H., Albert, H., Habermas, J. & Popper, K.R. (Hrsg.). Der Positivismusstreit in der deutschen Soziologie, 103-123. Neuwied/Berlin: Luchterhand

POPPER, KARL R. (1973): Objektive Erkenntnis. Ein evolutionärer Entwurf. Hamburg: Hoffmann & Campe

PRINZ, WOLFGANG (1994): Fünf Thesen zur sogenannten Erneuerung der sogenannten Psychologie In: Schorr, A. (Hrsg.). Die Psychologie und die Methodenfrage. Reflexionen zu einem zeitlosen Thema, 3-9. Göttingen: Hogrefe

RABINOW, PAUL (1986/1993): Repräsentationen sind soziale Tatsachen. Moderne und Postmoderne in der Anthropologie. In: Berg, E. & Fuchs, M. (Hrsg.). Kultur, soziale Praxis, Text. Die Krise der ethnographischen Repräsentation, 158-199. Frankfurt/M.: Suhrkamp

REICHENBACH, HANS (1938/1970): Experience and Prediction. An Analysis of the Foundations and the Structure of Knowledge. Chicago, London: The University of Chicago Press

ROHR, ELISABETH (1996): Rausch und Askese. Zur Ethnopsychanalyse des Fundamentalismus. Journal für Psychologie, Doppelheft 4/95 und 1/96, 63-84

ROSALDO, RENATO (1984/1993): Der Kummer und die Wut eines Kopffjägers. Über die kulturelle Intensität von Emotionen. In: Berg, E. & Fuchs, M. (Hrsg.). Kultur, soziale Praxis, Text. Die Krise der ethnographischen Repräsentation, 375-401. Frankfurt/M.: Suhrkamp

SANER, HANS (1967/1987): Kants Polemiken gegen die Zeitgenossen. In: Piper, K. (Hrsg.). Lust am Denken. Ein Lesebuch aus Philosophie, Natur und Humanwissenschaften 1947-1981, 283-293. München: Piper

SCHOLL, ARMIN (1993): Die Befragung als Kommunikationssituation. Zur Reaktivität im Forschungsinterview. Köln: Westdeutscher Verlag

SCHÜTZ, A. (1971): Wissenschaftliche Interpretation und Alltagsverständnis menschlichen Handelns. In: ders., Gesammelte Schriften, Bd. 1, 3-54. Den Haag: Nijhoff

SEIFFERT, HELMUT & RADNITZKY, GERARD (Hrsg.) (1989/1992): Handlexikon zur Wissenschaftstheorie. München: dtv

SMITH, JONATHAN A.; HARRÉ, ROM & VAN LANGENHOVE, LUK (1995): Introduction. In: Smith, J.A., Harré, R. & Van Langenhove, L. (Hrsg.). Rethinking Methods in Psychology, 1-8. London etc.: Sage

TÖGEL, CHRISTFRIED (1994): »... Und gedenke, die Wissenschaft auszubeuten«. Sigmund Freuds Weg zur Psychoanalyse. Tübingen: Edition diskord

VALSINER, JAAN (1995): Meanings of »the Data« in Contemporary Developmental Psychology: Constructions and Implications (unveröff. Ms., Gastvortrag für die 12. Tagung der Fachgruppe Entwicklungspsychologie der Deutschen Gesellschaft für Psychologie am 27.9.1995, Leipzig)

VOLMERG, BIRGIT (1988): Erkenntnistheoretische Grundsätze interpretativer Sozialforschung in der

Perspektive eines psychoanalytisch reflektierten Selbst- und Fremdverstehens. In: Leithäuser, Th. & Volmerg, B. (Hrsg.). Psychoanalyse in der Sozialforschung, 131-179. Opladen: Westdeutscher Verlag

WEBER, MAX (1919/1988): Wissenschaft als Beruf. In: Gesammelte Aufsätze zur Wissenschaftslehre (Hrsg. von J. Winckelmann), 582-613. Tübingen: Mohr

Subjektwissenschaftliche Überlegungen zur Analyse psychologischer Praxiserfahrung in Forschung und Ausbildung

Morus Markard und Christina Kaindl

Zusammenfassung

Es wird ein im Wortsinne erfahrungswissenschaftlicher Ansatz zur Analyse psychologischer Praxis in einem Forschungs- und in einem universitären Ausbildungsprojekt vorgestellt, in denen Praktiker/innen bzw. psychologische Praktikant/innen nicht »beforscht« werden, sondern auf der Forschungsseite stehen. Ein wesentliches Problem dabei ist, wie im Begründungsdiskurs der Kritischen Psychologie unmittelbar-individuelle Erfahrung so »auf den Begriff« gebracht werden kann, daß auch andere daraus lernen können. Der Schlüssel dafür scheint uns die Vermittlung unmittelbarer Erfahrung mit gesellschaftlich-institutionellen Strukturen und psychologischen Denkweisen in Psychologie und Alltag zu sein. Hierbei den Anspruch auf emanzipatorische Relevanz psychologischer Praxis nicht preiszugeben, die sich in psychologischer Theorie und Praxis reproduzierenden Widersprüche des real existierenden Kapitalismus »zuzulassen«, setzt voraus, psychologische Kompetenz nicht personalisierend von den eigenen Lebensumständen abzukoppeln. Einschlägige theoretische und methodische Konzepte und Probleme aus den Projekten werden erörtert.

TEIL I: KRITISCH-PSYCHOLOGISCHE PRAXIS-FORSCHUNG ALS VERSUCH DER VERBINDUNG VON SUBJEKTWISSENSCHAFTLICHER ERFAH-

RUNGSANALYSE UND PSYCHOLOGIEKRITIK: METHODISCHE PROBLEME UND MÖGLICHKEITEN (MORUS MARKARD)

1. Ich habe mich kürzlich nach der Bedeutung des Erfahrungsbegriffs in der akademischen Sparte der Erfahrungswissenschaft Psychologie umgesehen und dabei festgestellt, daß dieser Begriff kaum eine systematische Rolle spielt, sicher auch deswegen, weil er sich in viele andere Begriffe wie Lernen, Einstellungsänderung, Verstärkung etc. aufgelöst hat. Der Ort, an dem am ehesten auf Erfahrung rekurriert wird, ist die psychologische Praxis. Wird hier reklamiert, was sich dem akademischen Methodenkanon entzieht, etwa im Sinne von Adorno, der meinte, die reglementierte Erfahrung, die der Positivismus verordne, annulliere Erfahrung selbst, oder des jungen Marx, der in seinen Frühschriften davon spricht, das »Zeugnis der Sinne (werde) verkürzt zur Sinnlichkeit der Geometrie«? Das würde bedeuten, daß damit dem Rekurs auf Erfahrung in gewissem Sinne jenes ideologiekritische Motiv zukäme, das ihr, wie Pongratz (1967) hervorhebt, seit dem 13. Jahrhundert gegenüber der Scholastik zugesprochen wird. Das Problem ist, daß die Dinge so einfach natürlich nicht liegen, und der Rekurs auf Erfahrung auch defensive Funktion hat, indem seitens der Praxis auf Erfahrung derart ver-